

Margarita Fuchs

Aus nächster Ferne

Roman

EDITION
TANDEM

Höher als die Gegenwart steht die Möglichkeit.

Martin Heidegger

Schon eine Straße weiter wissen die Leute nicht, wer zu einem gehört, welches Fahrrad man fährt, ganz zu schweigen von der Farbe des Fahrrads. Da passt es gut, dass Ligia nur zu Fuß unterwegs ist, ganz verborgen in ihrer Landschaft. Sie geht ungern fort, noch unangenehmer ist es ihr, wenn sie in der Innenstadt etwas besorgen soll: Zubehör wie Knöpfe, Bänder, Borten oder ein weißes Fischfilet, einen kleinen Becher mit Lachs in Balsamico. Wenn Madame spaßhalber mit dem Schlüsselbund nach Ligia wirft, macht sie sich sofort auf den Weg und bekreuzigt sich, an Bord eine Seele, die schon gerne ein altes Museum besuchen würde wie in Bukarest vor vielen Jahren. Leute beobachten, wie sie Bilder anschauen und Grashalme, Schaumkronen, winzige Hunde entdecken. Da kann man viel lernen.

Doch Ligia hat einen Auftrag in Sachen „feines Porzellan“ zu erledigen, gerade so, als hätte sich Madame für sie eine saftige Strafe ausgedacht.

Wenn du dort bist, sagt Ligia zu sich selbst, dann wirst du nicht mehr an deine Füße denken. Der Schweiß sammelt sich in den praktischen Verknüpfungen, die ihren Oberkörper zusammenhalten, fließt in Richtung Rockbund. Das Fließen und Hupen der Staatsbrücke hat sie hinter sich gelassen. Sie wird gleich da sein. Diese Ablenkungen in andere Sphären verdrehen ihre Gedanken immer wieder, auch will sie ihre Silhouette nicht in den großen Schaufenstern gespiegelt haben,

ihre nass geschwitzte Mitte erst recht nicht. Ja früher wäre das etwas anderes gewesen. So geht sie stur geradeaus, den Blick voran, teilt die unbekümmerte Menge, die in Schüben daherrollt und schrille Schraffuren auf ihr Trommelfell stanz, die viereckige Einkaufstasche in der Linken, als würde sie gleich am Grünmarkt große gelbgrüne Krautköpfe kaufen. Die Leute lieben Formen, die es seit Jahrhunderten gegeben hat. Ligia steht am Alten Markt vor dem Haus Nummer elf. In der Auslage erzählt das schöne Porzellan eine alte Geschichte, wie Madame neulich den Suppenteller zerbrochen hat und das Weinglas gleich dazu. Ligia zögert, bevor sie eintritt, denn das, was sie sieht und hört, ist keine Geschichte und auch kein passender Ort dazu, kein Platz, sondern die Verneinung eines Platzes, ein Stück Gegenwelt, nichts, worauf man bauen könnte, worauf man gehen könnte. Und doch trägt sie das Pflaster. Sie setzt sich wieder in Bewegung. Jetzt kommen ihre größeren Schritte. Sie geht weiter, obwohl der Schein mehr ist als alles andere und alles andere darauf geschehen könnte. Sei gesalbt mit dem heiligen Öl der Unvernunft, murmelt Ligia. Sie denkt daran, dass sie nur um ein Haar die heilige Stunde der Passion verfehlt hat, selbst ihre Geburtsstunde machte da keine Ausnahme. Vielleicht wäre sonst alles anders gekommen. Vielleicht hätte sie das altersgraue Kino in Bukarest nie betreten, Sound of Music – mit Untertiteln – nie gesehen, diesem Verlangen nach der blauen Stadtkulisse, nach den weiß polierten Plätzen, die glänzten wie Kartoffeln nach vehementem Bürsten, den fremden, aber heiteren Tönen und dem ultramarinblauen Himmel für Auserwählte nicht nachgegeben. Wäre dem Weg zu den

blauen Bergen nicht gefolgt und dem Fremden in die Willkommen-Tiefgarage. Da war ein dunkles Plätzchen auf einer Hinterbank aufgeschlagen. Ligia ergriff nicht die Flucht und ihm war es sehr wichtig, dass man dem Auto nichts ansah, weder vorher noch nachher. Über das Blau weiß Ligia alles, aber über das Rot? Lauter Vorurteile, die es mit dem Gelb teilt.

Da sieht sie Vasile. Kein Zweifel. Wo ist er hergekommen? Jetzt ist er da. Er steht auf einer silbernen Kiste, in unmittelbarer Nähe der Telefonzelle. Eine Straßenlaterne bewacht seinen Schatten. Natürlich geht es immer um Rückendeckung. Genügt das nicht?

Vasile steht auf dem linken Fuß. Ligia weiß deshalb sofort, dass er ein Linkshänder ist wie auch ihr Vater, wie der Bruder, eine Familie aus eingebildeten Linkshändern, die keine Briefe beantwortete. Oder ist es doch der Rechte? Die Frage brennt nicht auf ihren Lippen, es ist die Trockenheit. Er steht also auf dem linken Fuß, noch höher geht es auf den Zehen. Was will er? Langsam sinkt er in eine gefährliche Hocke, das andere Bein ist schon angewinkelt und bereit. Wofür? Ligia hält den Atem an, während eine Schulter nach vorne zieht und der Ellbogen sein eigenes Stück daraus macht. Lass ihn spielen. Die andere Schulter wartet noch, einen Herzschlag lang kommt sie mit Ligia zur Ruhe, um jetzt den ganzen Mann einmal um sich selbst zu drehen. Und weit und breit kein Volk in Sicht, nur Leute mit Hüten und Kappen, mit Rädern, Buggies, Taschen und Rucksäcken. Einige applaudieren, ein paar Kinder werfen Münzen in eine Blechdose. Ein Taxi macht einen unnötig großen Bogen um die feine Versammlung. Heilige Jungfrau Maria, denkt Ligia, ich kann nicht einmal auf einem Fuß alleine stehen und

schon gar nicht auf einer silbernen Kiste. Sie blinzelt in das verhängliche Licht, sieht reines Silber, aus dem Gehrock, Rüschenbluse, Wams, Bundhose, Gamaschen, Schnallenschuhe gefertigt sind, alles aus reinem Silber, selbst die Hände und die Finger, die Perücke und die Maske.

Bei jedem Klang einer Münze wechselt er seine Position, zeigt einen Denker, einen Musiker, dann den Feldherrn. Sie wird sich in die erste Reihe stellen und ein Stoßgebet sprechen. Sie will dabei sein, wenn er den Sohn macht. Ihre Knie geben nach, sie wadet in butterweichem Dunst, sie kann sich nur bei sich selbst festhalten und hoffen, dass sie dort jemand auffängt. Wer setzt schon auf die nächste Frage: Wie soll man mit ihm in Kontakt treten? Sie kennen sich ja nur von einer Nacht zur anderen. Nun ist es soweit. Ligia wird jetzt ihre Angst in Besitz nehmen und ihren Mut. Damit der, der da oben steht, mit ihr machen kann, was er will? Dazu müsste er allerdings von seiner Kiste heruntersteigen. Träge Hitze bedrängt sie, drückt gegen ihren Brustkorb, lastet auf den Schultern, macht die Stirn bleiern, die Hüte und Kappen größer. Breitbeinig steht sie vor ihm. „Vasile!“, sagt sie sehr laut, hört sich selbst heiser und eindringlich seinen Namen rufen, „Vasile!“ Richtig anmutig dreht er den Kopf ein wenig nach unten, schaut sie an wie einer, der sich zu erkennen gibt. Er atmet wirklich! Aber schon wächst sein Blick über ihren Kopf hinweg. Erkennt man Söhne an ihrem Schweigen? Es kann ja sein, dass niemand gewinnt.

Ligia weiß jetzt, dass sie eine andere Stimme braucht, eine, auf die Vasile hört, eine, die es versteht, die Belange des Hasen und seine Angst zu deuten. Madame

fällt ihr ein, Madame kommt aber für diese Mission nicht in Frage. Ausgeschlossen. Sie weiß aber auch, dass der Hase wegen seiner längeren Hinterbeine besser bergauf als bergab laufen kann. Daraus auf den Menschen und seine Heilsgeschichte zu schließen, ist mehr als riskant, aber nicht neu. Großmutter Ruxandra, die ihr eine Goldmünze im Wollstrumpf mitgab, erzählte ihr als Kind gerne traurige Hasengeschichten, die es in Stein gehauen bis in die Kreuzgänge und in die Krypta des Zürcher Grossmünsters geschafft hatten. Von den Bergen wird Hilfe kommen, murmelte sie das Kind in den Schlaf, suche den Felsen und die Höhlen! Wer weiß, ob man da heil wieder herauskommt. Später war es üblich, dass sich Schreckensmeldungen durch die Nacht klingelten. Über Nacht hat sich schon oft Bedenkliches, Großes, ja eigentlich Dunkles ereignet.

*...dein Herz ist hinter dir her,
und du stehst fast schon außer dir
und kannst nicht mehr zurück.*

Rainer Maria Rilke

Ligia Petrescu möchte jeden Tag mit dem Anfang beginnen, doch sie kehrt immer wieder zu den alten Geschichten zurück. Der Anfang ist ein Linkshänder, der zurückblättert. Sie nimmt sich vor, am Morgen des nächsten Tages mit einem ganz neuen Anfang zu beginnen, gleich nach dem Frühstück, denn mit leerem Magen ist nicht gut anfangen. Das sagt auch Madame, doch der Vormittag überrollt Ligia. Dabei ist der Himmel blau und bringt Glück. Der erste Stock steht auf dem Plan, dann die Küche, elfenbeinweiß glänzend verzeiht sie nicht den kleinsten Abdruck eines Fingers. Die gläsernen langstieligen Kelche vom Vorabend zwitschern schon im Spülwasser, sie warten auf Ligia. Das Besteck ist Silber, der Anfang ist Gold, die Berge aus Wäsche, ein Kopfpolster aus der Serie „Rosenkavalier“ ist verschollen. Madame ist wütend, vielleicht hat Ligia ihn irgendwo verschlampt? Als wäre der Anfang nicht immer dasselbe: ein Regenschirm, ein Stock, ein Hut, darunter versteckt sich schon das Ende. Vasile ist tot, bevor er geboren wurde, denkt Ligia, sagt es besser nicht laut. Sie führt gerne Selbstgespräche, um ihre Sprache nicht zu verlernen. Nașțerea, murmelt Ligia. „Hör auf damit“, Madame schimpft, wenn Ligia rumänisch spricht, „das ist unhöflich, das tut man nicht, wie oft soll ich dir das noch sagen?“ Als wäre der Anfang nicht immer eine linkshändige Geburt, ein Wink mit dem Zaunpfahl, um das Ende einzuleiten, mit dem Ende den Anfang zu beschließen.

Am frühen Nachmittag ist Ligia müde und schweigsam. Sie bügelt im Bügelzimmer die Servietten aus verschiedenen Serien. Die Vogelserie mag sie am liebsten. Mit der Spitze des Bügeleisens flitzt sie über die schwarzgestichelten Rücken der Schwalben, schnell und perfekt. Da wird sie wieder munter. „Schlafen ist langweilig“, behauptet Madame, „nichts anderes als das Leben versäumen“, an guten Tagen trällert sie nach allen Seiten vor sich hin, dass ihre goldenen Armreifen nur so klimpern. Ligia kann das von sich selbst nicht behaupten. Ihre Träume suchen sie regelmäßig heim, wenn sie eingeschlafen ist, kommt Vasile. „Lass uns noch einmal von vorne beginnen“, fleht sie ihn an, ihn, von dem sie kein Gesicht weiß. Wie auch, sie hat ihn zurückgelassen, behauptet er, als wäre er gar nicht da gewesen. Aber Ligia lässt sich nichts vormachen und sagt das Gegenteil, kann es aber nicht beweisen, denn sie kennt nur sein zerknautschtes rotes Anfangsgesicht. Vasile hält sich bedeckt. Will sich nicht erinnern, weder an seine noch an ihre Jugend. „Wir sind alle Hellseher“, sagt er unter seiner Maske, „wir wissen, wie die Geschichten ausgehen, wir kennen sie auswendig.“ Er stutzt, kratzt sich am Knöchel, obwohl er oben auf seiner Kiste steht, bückt er sich und kratzt sich mit der linken Hand am linken Knöchel. „Ich beobachte sie alle“, kommt es dumpf aus seinem Mund, „ich muss nur einen wirklich für mich gewinnen, einen einzigen, dann kommen auch die anderen und tun so, als würden sie stehen bleiben“. Er lacht, will sie mit seinen Armen umfassen. Sie gehorchen einer ausgeklügelten Mechanik, wachsen, werden lang und länger, wiegen Ligia vor und zurück. Ein fremder Takt, den keiner kennt. Ligia lauscht atemlos, wozu auch

reden? Niemand versteht sie. Hol sie her, dröhnt es, steh still! Keine Regung, hörst du, keine einzige Regung. Dann musst du sie haben, oder sie gehen weiter. Er zieht die Luft ein, als flöge er über ein Heer von leeren Stühlen. „Dein Körper ist dein Kapital und zugleich die letzte Bastion ...“, rauscht es. Hat sie Vögel gehört? Werden Lieder gesungen? Er doziert gerne, er spricht so gewählt, als wäre es eine richtige Rede in einem richtigen Traum. Sie ist stolz auf ihn. Aber manchmal hält sie dagegen, denn sie liebt das Einfache. Sie schält sich aus seinen Armen und kocht zwischen zwei und drei Uhr nachts Sarmale, Krautwickel, gefüllt mit Reis und Faschiertem, in Wasser gedünstet, dazu dicke gelbe Polenta.

Sie will sich nicht beklagen. An guten Tagen ist Madame sehr großzügig und sehr nett, sie hat eine soziale Ader, ist Ligia überzeugt, sonst würde sie nicht so viele Einladungen geben. Außerdem geht Madame viel auf Reisen. „Ich werde nach Atlanta fahren müssen“, verkündete sie erst neulich, als Ligia gerade das gesunde Frühstück auftrug, „man braucht nur auf den Markt zu gehen, dort sind alle gleich! Dort sind alle vertreten, ein buntes Gemisch!“ Ihre Hände flatterten los, forderten Ligias Zustimmung: „Welche Speisen oder Gewürze man auch sucht, man findet sie. Ach Ligia, ich werde nach Atlanta reisen müssen, um die Seele dieser Stadt zu suchen“. Sie senkte ihre Stimme und machte eine kunstvolle Pause, saß kerzengerade in ihrem Bett: „Was hört man, Ligia, was fühlt man? Wir sind nichts als eine Kopie, ein Gefäß voller Erinnerungen, zu Hause und doch fremd“. Leidend blickte sie zu ihrer bleichen, treuen Haushälterin und seufzte. Welche Last

sie mit sich herumtrug, und Ligia hörte es wie ein inneres Krachen, ein Schluchzen, wie ein Echo des eben Gesagten. Ein Schauer kroch ihr über den Rücken, so und nicht anders hätte sie es auch gerne gesagt, so und nicht anders hätte sie es auch gerne erlebt.

Sie ist froh, bei Madame eine Unterkunft gefunden zu haben, gleichsam eine Dauerstelle, ein sehr geräumiges Zimmer, der Keller ist tiptopp ausgebaut, mit einer modernen Alarmanlage und einem Klingelton, der Ligia nicht selten zu nächtlichen Exkursionen ruft. Für eine zitternde Madame kocht sie Tee mit Honig, setzt sich zu ihr auf den Bettrand und wartet, bis sie wieder eingeschlafen ist. Ihr Untergeschoß hat zwar keine Kochgelegenheit. Aber wer braucht die schon? Die Küche oben steht ihr praktisch allein zur Verfügung. Wirklich wichtig ist ihr, dass sie Tür an Tür mit dem eleganten Badezimmer schläft. In Untersberger Marmor verfliest und rosafarben schimmernd, bezeugt es bis in den letzten Winkel Madames gehobenen Stil. Es hat eine gläserne Duschkabine und eine sehr große Badewanne, in der bei Bedarf auch die Hunde gebadet werden. Zum Glück muss sie das nicht machen, sondern der Serbe, aber sie darf dazuverdienen, im Rahmen natürlich, wie Madame und die dafür vorgesehenen Gesetze es erlauben. Wer, wenn nicht Madame, hätte ihr verraten, dass man für Hunde Kindertickets lösen muss, wenn man mit ihnen mit der Bahn fährt, was selten genug vorkommt. Ein Hund braucht schließlich viel Platz und viel Geduld, wenn er mitreisen will. Geschweige denn zwei Hunde, auf den weißen Polstern in der ersten Klasse, noch dazu mit einer Madame, die mit sehr viel Gepäck und blanken Nerven unterwegs ist.

Ligia hat sich für diesen Morgen gerüstet, mit Blick auf die Uhr. Sie zittert ein wenig, als hätte sie das Schlimmste schon hinter sich. Sie hat den Brief vorbereitet, sie ist zuversichtlich: Wenn eine Frau mit Madame einen Termin vereinbart und aus freien Stücken hierher kommt, dann ist sie sicher auch bereit, eine wesentlich einfachere Aufgabe zu übernehmen.

Lilly Rosner wälzt sich in ihrem Bett herum, sie wird sich ein letztes Mal umdrehen. Eigentlich ist sie nicht aufgewacht, um Interviews zu führen und diese dann auszuwerten. Sie schlüpft in ihr neues Bad, das auf dem Plan zu Recht als Nasszelle ausgewiesen war, hält sich eine Weile an der Waschmaschine fest, die sich nach oben öffnen lässt. Hast du was dagegen?, fragt sie die schmale weiße Miele, um von sich zu hören. Noch bevor sie sich dekoriert, sitzt sie drei Meter weiter am Küchentisch. Ihre Ohrgehänge gleichen langfüßigen Libellen, die sperrig surren, weil Lilly sie in der Hand hält. Gewisse Namen taugen zu nichts mehr, auch ihre Morgentasse heißt schon längst nicht mehr Frieda. Sie ist in Ungnade gefallen. In einem Anflug von Morgenverzweiflung wächst sich Frieda, ja, noch immer Frieda, zu einem rot-weiß gestreiften Leuchtturm aus, steht plötzlich auf dem Kopf, in einem See aus schwarzem Kaffee. „So ein Mist“, schimpft Lilly, springt auf, dass ihre Ohrgehänge in hohem Bogen wegfliegen und versucht, der Überschwemmung auf ihrem Tisch zu entkommen. Ihre Nerven gehen zuweilen mit ihr durch, obwohl sie nicht mehr ganz jung ist. In der Agentur tun sie zwar so, als ob. Sie weiß es besser: Seit einiger Zeit schläft sie schlecht, sie meidet die Mittagssonne und misstraut dem fahlen Neonlicht.

Du alte Tiger-Lilly, sagte sie neulich zu ihrem Spiegelbild, das sich mit flatterndem Rock im zahnlosen Raubtiermuster vor ihr drehte.

Sie ist schon auf dem Weg zur ersten Probandin: Mitte sechzig, verwitwet, sehr gut situiert, erstklassige Adresse, eine Villa, zwei Hunde, das „Kind“, ein Sohn, aus dem Haus, mehr Erben gibt es auch nicht. Das Gartentor ist spaltbreit geöffnet, nichts rührt sich. Ein Kohlweißling klebt an einer blaulila Blüte. Und wo sind die Hunde? *Willkommen*, steht auf dem Türabstreifer. Schon ist Vorsicht geboten. Sie strafft sich, räuspert sich, läutet zwei Mal kurz, damit hat sie meist Glück. Sie fängt schon an zu lächeln. Überraschend schnell wird die Eingangstüre geöffnet. „Lilly Rosner“, sagt Lilly, „wie vereinbart bin ich ...“. „Kommen Sie herein“, unterbricht sie eine stämmige ältere Frau mit weißer Schürze, das graue Haar nach hinten gebunden. Nichts Unfreundliches, nichts Ungeduldiges entdeckt Lilly in dem ruhigen, runden Gesicht, die Augen plan und doch setzt es alles auf eine Miene. „Sie müssen noch warten“, sagt die Frau, tritt zur Seite, als wäre sie die erste in einer langen Reihe von Dienstboten. Doch sie sind allein in dem Haus mit dem verwinkelten Entree. Von außen hatte es viel größer gewirkt. Nun sitzt sie in einem winzigen Salon, in einem Teesalon! Sich ein Zimmer nach dem anderen vorzustellen, wäre eine einfache Übung, wo doch diese Räume wie ineinander verwachsen scheinen. Lillys Autoschlüssel auf dem Tischchen tanzt aus der Reihe und lässt sie an Max denken. Jetzt, wo er endgültig weg ist, braucht sie bedeutend weniger Geld. Aber doch nicht um so viel weniger, dass sie anfallende Rechnungen pünktlich bezahlen könnte.

„Ich bin Ligia Petrescu“, sagt das Empfangskomitee, stellt das silberne Teetablett auf eine satt polierte Kommode. Lilly lächelt und nickt, sieht eine fleischige Hand, auf dem rötlich marmorierten Handrücken spannt sich die Haut, droht gleich zu platzen. Die breiten Finger haben keine Freude mit dem dünnen Porzellan, das sieht Lilly sofort. Die Schale klappert ein wenig auf der Untertasse, als Ligia sie ihr reicht. Sie hat alles vorbereitet, denkt Lilly und ruft ihre geheimen Parameter ab: das Gehtempo in Wohnungen, die Stehzeit am Fenster, vor Fotos, die Greifkraft des Händedrucks. Sie weiß, je höher die Bildung und das Einkommen, umso stärker ist die Greifkraft. Sie weiß noch nichts von Ligias Händedruck, sie will davon gar nichts wissen. Lilly braucht die Frau des Hauses, die Eigentümerin dieser Liegenschaft. Sie will mit ihr, für das neu initiierte Projekt *Lady Like*, eine *Einzelfallstudie* durchführen, um von *subjektiven Beobachtungen auf generelle Aussagen* schließen zu können.

„Milch und Zucker?“ Lilly schüttelt den Kopf. „Madame wird heute nicht erscheinen“, sagt Ligia, „es tut ihr bestimmt leid“. Sie sagt es ohne Betonung oder Koketterie, es kommt doch einer glatten Lüge gleich. Lilly schluckt, sagt sich: Abgehakt. Vergessen wir diesen Termin. Sie sieht in ihrer Schale den goldgelben Tee gleichgültig erkalten, eine richtige Dürre macht sich in ihrer Kehle breit, ein Bett aus Staub fällt ihr ein, auch noch Größenwahn und überhaupt: eine Madame! „Hat Frau Professor Hoch-Radl nichts für mich hinterlassen? Wir haben x-mal miteinander telefoniert“. „Madame entschließt sich oft sehr spontan“, kommt Ligias Antwort. Lilly steht abrupt auf, will gehen, die

Tasse klirrt jetzt lauter. „Aber nein, bitte bleiben Sie, Ihr Tee!“, sagt Ligia bittend und fordernd zugleich, so dass Lilly unschlüssig stehen bleibt. Die unseligen Parameter wollen ihr nicht aus dem Kopf: die Grautöne der Strümpfe, überhaupt und immer die Qualität des Garns, wie unter einem Vergrößerungsglas sieht sie dann das Laufwerk des Fadens, auf einen Blick die Rocklänge oder die irritierende Weite der Hosenbeine, die Krümmung des Rückens oder die des Zeigefingers, die leeren Sätze, die üblichen Floskeln. Das Jesuskind auf dem Bild gegenüber an der Wand, mit dem Krönungsapfel in der Hand, hält mit ihr Blickkontakt, schaut sie an wie ein sehr nachdenklicher Erwachsener, Lilly denkt, dass sie hier nichts mehr verloren hat. Sie sieht Ligias unförmige Beine, die Füße, die in weißen Gesundheitsschuhen stecken, ihr flaches teigiges Gesicht, den Mund kläglich verzogen. Sie wünscht sich, so weit weg zu sein, dass sie nichts mehr versteht.

„Ein Chinese hat Zeit“, sagt Ligia unvermutet, „ich nicht. Ich bügle die Tischwäsche, für Madame und auch noch für andere Häuser“. Ligia, die kleine Frau, wächst vor der Tür, dass es den Anschein hat, es gäbe kein Vorbeikommen. Selbst aus ihren Konsonanten sprießen höhere drängende Tonlagen, pieksen Lilly an einer Wange und am Hals, dass sie sie mit einer Hand verscheuchen muss. Das ist nur die halbe Wahrheit, denkt Lilly benommen, während Ligia unbeirrt fortfährt: „Wer will denn seine Servietten schon zum Mund führen, sagt Madame, wenn sie in einer schmutzigen Brühe mit hunderten fremder Servietten schwimmen, die uns nichts angehen, sagt Madame, durch welche Hände, durch welche Hinterhöfe ... wie

immer behandelt, getrocknet oder gefaltet, das will sich Madame nicht vorstellen müssen, wenn es um feine Tischwäsche geht. Soll der Mensch vielleicht in dauernder Furcht leben oder wie ein Hase mit offenen Augen schlafen?“ Sie stockt, man spürt, dass etwas Verworrenes eine klare Kontur bekommen soll. „Liebe Dame! Sie verstehen mich“, beschwört sie Ligia, „Sie verstehen mich bestimmt. Sie haben so eine schöne Stimme. Geben Sie ihm diesen Brief! Mein Sohn Vasile steht auf einer silbernen Kiste am Alten Markt und spricht kein Wort“. Sie zieht aus ihrer rechten Schürzentasche ein Kuvert heraus. Das weiße Papier verschlägt den angestrengt aufgemalten Haken und Rundungen die Sprache, sie flirren ein wenig vor Lillys Augen. Sie will das Kuvert nicht annehmen, doch hält sie es schon in Händen. Was will schon verloren gehen?

„Bine ați venit“, sagt Ligia und zeigt auf die drei Wörter, sie drängt nun auch die Vokale und den Zischlaut zur Größe: „Das ist Rumänisch und heißt *Willkommen*“, erklärt sie mit glänzenden Augen und geröteten Wangen, unartig wie ein altes Mädchen.